



Vergebliche Arbeit.

will damit die Zeit nicht verlieren, bin ich ja doch mit der Erzählung meiner Lebensgeschichte erst bei meinen Jünglingsjahren, und ich habe noch so vieles, vieles zu berichten. Reich an Erlebnissen mannigfacher Art war auch mein späteres Leben, als ich im vollen Mannesalter stand, und dann, dann kam die glückliche Zeit, in der aus dem stolzen, heidnischen Duma der christliche Leonhard wurde. Doch so weit sind wir noch lange nicht; vorerst, Intofazana, will ich dir erzählen, wie ich zu den ama-Bunu (Buren) kam, und was ich dort erlebte.

Du weißt, wenige Jahre nach Tschalas Tod, unter der Herrschaft des Königs Dingaan, kamen über die Drakensberge herüber eine Menge Weiße in unser Land. Es waren keine Engländer, sondern ama-Bunu (Buren). Sie besaßen große Viehherden und lebten in manchen Stücken wie die Schwarzen. Ihre großen, schweren, mit Segeltüchern überspannten Wagen dienten ihnen zugleich als Häuser, und das Vieh hatten sie nachts unter freiem Himmel im Viehtraal stehen, ebenso wie wir. Gegen uns Schwarze waren sie derb und grob, doch die Arbeit bezahlten sie gut. Wer zwei Monate bei ihnen arbeitete, erhielt einen Ochsen als Lohn; das gab also in einem Jahre ein volles halbes Duzend. Das zog viele Kaffernburschen mächtig an; denn sobald einer zehn Ochsen hatte, konnte er sich ein Mädchen kaufen und einen eigenen Hausstand gründen.

Eines Tages entschloß ich mich, ebenfalls bei den Buren in Dienst zu treten. Ich hatte zu Hause einen Verdruß gehabt, und daher brach ich eines Morgens in aller Frühe auf und verließ, ohne ein Wort des Abschieds, den heimatlichen Kraal. Nach langer Wanderung fand ich Arbeit bei einer großen Burenfamilie; Mann und Frau, Großvater und Schwiegermutter, eine Schwester und zwei Brüder des Hausherrn — letzterer wurde allgemein mit „Baas“ tituliert — und eine große Zahl von Kindern, alles lebte da in Frieden beieinander. Der Bur war reich und besaß eine Menge Vieh. Er war eben daran, sich aus Baumstämmen ein Haus zu bauen. Fünf große, mit Zeltbälchen überspannte Wagen standen im Kreise beisammen; sie bildeten eine förmliche Burg und dienten vorläufig den Insassen noch als Wohnung. Wir Schwarzen aber — außer mir standen noch zwei andere Burschen, junge Leute von 16–17 Jahren, in Arbeit, — schloßen unter den Wagen, und Nachts wurden rings um die Wagenburg und den Viehtraal große Feuer angezündet zum Schutz gegen wilde Tiere.

Der Baas war mir sehr gewogen und schenkte mir in allem sein vollstes Vertrauen. Dafür arbeitete ich auch mit wahrer Hingebung; ich besorgte das Vieh, bestellte das Ackerfeld, und leitete das ganze Fuhrwesen. Die beiden anderen Schwarzen waren bloß meine Gehilfen. Nicht minder stand ich bei der wackeren Burenfrau in Gunst und Ehren. Sie war ein großes, starkes Weib, trug ihre Babies wie ein Kaffernweib auf dem Rücken, arbeitete viel, ging auch mit auf die Jagd und handhabte das Gewehr so sicher wie ihr Mann und ihre Schwäger. Furcht war ihr unbekannt. Ich besorgte ihr namentlich die Milchwirtschaft; das Melken hatte ich schon zu Hause gelernt, denn wie du weißt, ist das bei uns Schwarzen Sache der Männer, und nicht der Frauen — und ging ihr auch sonst hilfreich zur Hand, weshalb sie zu sagen pflegte, sie hätte noch nie einen Schwarzen gehabt, der so flink, hlaka-

nipele (flug) und verlässig gewesen wäre, wie ich. Desgleichen liebten mich die Kinder der großen Burenfamilie gar sehr. (Fortf. folgt.)

Vergebliche Arbeit.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

Keilands. — Drüben im nahen Tembuland liegt ein überaus großes Missionsfeld vor uns. So weit das Auge nur reicht, steht da ein Kraal neben dem andern, sodaß dieser Anblick dem seeleneifrigen Missionär die helle Freude verursacht. Doch leider ist die Missionierung dieses Gebietes mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die hier wohnenden Volksstämme gelten als hart und zeigen sich im allgemeinen dem Christentum viel weniger zugänglich, als die Kaffern in Natal. Wagt der Missionär bei ihnen einen pastoralen Besuch, so darf er sich mit einer wahrhaft apostolischen Geduld ausrüsten, und kommt er abends todmüde nach Hause, so tröstet ihn oft nichts als der Gedanke, seine Pflicht getan zu haben. Außere Erfolge sieht er vielfach keine, wohl aber wird er zuweilen von diesen rohen Heiden, die sich selber „Kinder des Teufels“ nennen, in gröblichster Weise insultiert. Von vielen derartigen Fällen nur einen:

Etwa zehn Minuten von unserer Außenstation Zigudu entfernt war ein alter, kranker Mann, dem der Tod sozusagen schon auf der Stirne stand. Er hieß Intohate. P. Rektor machte ihm einen Besuch, fand bei ihm ein ziemlich freundliches Entgegenkommen und begann sodann den Vorbereitungsunterricht für die hl. Taufe. Sechsmal erneuerte er seinen Besuch, so oft er aber den Kranken fragte, ob er nun getauft werden wolle, entgegnete jener, diese Frage müsse der Familienrat entscheiden, und zu diesem Behufe mußten erst alle seine Verwandten, die weit umher zerstreut wohnten, zusammenkommen. Beim nächsten Besuche fand P. Rektor vor der Hütte des Kranken eine Menge heidnischer Männer versammelt, die ihn gehörig anschauzten. Darunter war wenigstens ein Duzend schwarzer Doktoren. Einige von ihnen hatten ihr Gesicht weiß angestrichen, einer den Kopf ganz kahl geschoren, und der Hauptdoktor hatte ein Affensfell um seinen Kopf geschlungen und trug zum Zeichen seiner Würde eine Art Krone aus Haaren.

P. Rektor fragte einen, der einen Affagai in der Hand trug, wie es dem Kranken gehe. Die lakonische Antwort war: „Er ist ziemlich krank.“

„Kann ich zu ihm hineingehen und mit ihm beten?“ — „Darüber müssen wir erst mit diesen Männern hier beraten.“

Nun wandte sich P. Rektor an die betreffenden Männer und stellte an den Haupt-Gqira (Doktor), einen noch jungen Mann, die Frage, was sie hier wollten. Er antwortete: „Wir kommen von weit her und gehen an diesem Kraal vorüber.“ — „Wo ist der Kranke?“ — „Ich weiß es nicht; vielleicht drinnen in der Hütte.“ Dabei lachten alle so höhnisch, daß dem P. Missionär alle weitere Lust verging, mit ihnen noch länger zu unterhandeln. Er kehrte also zur Schule, nach Zigudu, zurück.

Nachmittags um 1 Uhr schickte er seinen Katecheten Peter Gidimi zum Kranken, doch nach einer Stunde kehrte auch dieser unverrichteter Dinge zurück. Der alte Mann wollte sich aus Furcht vor den anwesenden Doktoren nicht mehr taufen lassen. Letztere hätten es auch gar nicht zugelassen.

P. Rektor machte sich nun auf und ging zu Fuß bis an die Grenzen des Fingolandes. Auch hier reißt sich ein Kraal an den andern, und der seeleneifrige Missionär lud die

vielen dortigen Schwarzen dringend ein, am nächsten Sonntag zum Gottesdienst nach Zigudu zu kommen. Sein schwarzer Katechet aber ritt in der entgegengekehrten Richtung fort, um Kinder für die dortige Schule zu suchen. Bei der südafrikanischen Hitze und den schmalen Fußpfaden, auf die man hierzulande meistens angewiesen, ist natürlich das Wandern zu Fuß nicht angenehm, das Lästigste jedoch sind die vielen bissigen Hunde, die einem fast aus jedem Kraal entgegenrennen, und die einen Weißen, zumal einen Trappisten mit seinem auffallenden Gewand, doppelt wütend anfallen. Mancher Schwarze hat aber durchaus keine Gile, einem harmlosen Wanderer diese Bestien vom Leibe zu halten. Nobler dachten und handelten zwei heidnische Burschen. Sie begleiteten den P. Missionär aus freien Stücken eine gute Strecke weit. Auf die Frage, was sie eigentlich wollten, entgegneten sie: „Wir wollen dich nur begleiten, damit dir die vielen Hunde kein Leid zufügen.“ So findet man Hilfe und gute Leute, wo man's oft am wenigsten vermutet. Mit einbrechender Dunkelheit kam P. Rektor wieder nach Zigudu

zurück, zu gleicher Zeit auch sein getreuer Katechet, der Schießjohr von Saliwa. Sie kochten ihr Abendessen und nahmen es zusammen ein.

Am nächsten Morgen ging P. Rektor neuerdings zum kranken Intohate. In der Nähe der Hütte wim-

melte es förmlich von rotgekleideten Tembus. Sie hatten nämlich bemerkt, daß es mit dem Kranken zu Ende gehe. So ein Ereignis mußte gebührend ge-



Erstkommunikanten in Mariannhill.

feiert werden. Daher hatte man einen Ochsen geschlachtet und mehrere Fässer Kafferbier herbeigeschafft; nun konnte das Schmaußen und Trinken losgehen! — P. Missionär ging durch den lärmenden und zechenden Haufen durch und wandte sich direkt an den obersten

Rafferndoktor mit dem Verlangen, den Kranken sehen und sprechen zu dürfen. Die Antwort des Obergqira lautete: „Geh' hinauf zum Viehtraal und warte dort, bis wir dir Bescheid geben! Es ist das eine wichtige Sache, die von den Männern erst gründlich beraten werden muß, und zwar im geheimen; du darfst nicht Zeuge unserer Beratungen sein!“ — Nach einer halben Stunde geduldigen Wartens kamen endlich zwei Männer herauf mit der Nachricht, der Umsundisi könne zwar den Kranken sehen, doch hätte er weiter nichts zu tun. Man führte ihn also in den Kraal, wo der Sterbende am Boden lag. P. Missionär tat sein Möglichstes, den armen Mann zur Annahme der hl. Taufe zu bewegen, da ja der Tod schon ganz nahe sei, doch die heidnische Umgebung schrie: „Nein, das gibt es nicht! Da muß zuvor der Familienrat einberufen werden!“ Der Kranke selbst aber sagte: „Ich habe keine Antwort“, d. h. ich will nicht getauft werden.

Nun hat P. Rektor, in den Kraal hineingehen zu dürfen, in dem die Männer zur Beratung versammelt waren. Nach einigem Zögern wurde es ihm erlaubt, doch gelang es ihm nicht, die Herzen dieser schwarzen Gesellen, von denen einige mit drohenden Blicken und scharfgeschliffenen Assagais auf und abgingen, für seinen Plan günstig zu stimmen. Um 2 Uhr nachmittags starb Intohate, rings von zehenden und lärmenden Tembus umgeben.

P. Rektor blieb noch eine Weile, denn es kam da noch ein alter, blinder Mann, der sich zum Schmause führen ließ und der, als er hörte, der P. Missionär sei zugegen, in den christlichen Glaubenswahrheiten unterrichtet werden wollte. Viele der anwesenden Gäste lagen betrunken am Boden umher, andere, die noch zu stehen vermochten, bemühten sich, ein Grab aufzuwerfen. Während nun P. Rektor mit dem blinden Manne redete und ihm versprach, ihn nächstens in seinem Kraal besuchen zu wollen, fing einer der anwesenden Männer schrecklich zu schimpfen an. Anfangs zog er über die Weißen im allgemeinen los, weil sie den armen Schwarzen das Land weggenommen hätten, dann wandte sich sein Grimm gegen den anwesenden Missionär. „Den ganzen Tag streichst du herum“, schrie er ihn an, „und betrügst die Leute. Alles, was du uns vorpredigst, ist eitel Lug und Trug, und deine Arzneien nützen auch nichts!“ Dabei fuchtelte der Rajende fortwährend mit einem dicken Stock in der Luft herum und drohte zuletzt sogar mit seinem Assagai, indem er schrie: „Ich könnte dich schlagen, wie man einen Hund schlägt! Ich hätte gute Lust, dich sofort kalt zu machen; dies wäre noch das Beste, was man dir tun könnte!“

Keiner der anwesenden Männer hatte den Mut, dem rohen Menschen entgegenzutreten, möglich, daß mancher von ihnen sein wildes Gebaren sogar billigte. P. Rektor aber hörte, ohne eine Miene zu verziehen, alles gelassen an und ging ruhig wieder nach Zigudu zurück. Als er am nächsten Tage nach Keilands ritt, kam er am Begräbnisplatze vorbei. Hier lagen die Tembus in ihre roten Decken eingewickelt in langen Reihen am Boden. Die meisten von ihnen schienen ruhig ihr Häufchen auszuschlafen, der große Maulheld von gestern aber war nirgends zu sehen.

Uebrigens geben wir die Hoffnung auf eine gesegnete Missionsarbeit im Tembuland nicht auf. Vielfach beruht das feindliche Benehmen dieser Schwarzen auf Vorurteilen; sobald sie uns einmal werden näher kennen lernen, wird sich auch ihr Verhalten ändern.

Bei manchen ist dies jetzt schon der Fall, und die Zahl der Kirchenbesucher in Zigudu mehrt sich von einer Woche zur andern. Wenn man endlich bedenkt, daß auch die aus Liebe zu Gott ertragenen Unbilden und Leiden über kurz oder lang ihre Frucht tragen werden, dann sind derartige Exzursionen, wie die oben beschriebene, keineswegs „vergebliche Arbeiten“, sondern vielmehr reich gesegnete zu nennen.

Bauten in Mariannhill.

Als Prior Franz Pfanner am 26. Dezember 1882 hieher kam, fand er zwar eine ziemlich ausgedehnte Farm, aber weder Haus noch Hütte, wo er mit seinen 50 Trappisten hätte wohnen können. Anfangs, das heißt bis die ersten Notbauten hergestellt waren, mußten sie unterm Wagen schlafen bzw. unter Zeltdecken, die man schnell über ein paar Pflöcke ausgespannt hatte. Allerdings wurden dann von den emsigen, in jeder Arbeit geschulten Brüdern rasch die nötigen Wohnungen nebst Kirche, Werkstätten, Schulen usw. hergestellt, allein das waren armelige, mit Wellblech gedeckte Lehmhütten, die im Winter kalt und im Sommer entsetzlich heiß waren, weshalb man schon nach einem Jahre daran denken mußte, statt des ersten Provisoriums solidere und größere Bauten aus Bruch- und Ziegelsteinen herzustellen. Da jedoch die Neugründung überraschend schnell wuchs — im Dezember 1885 war Mariannhill schon eine Abtei mit 100 Mitgliedern, und im darauffolgenden Jahre gesellten sich dazu die Missionschwestern vom kostbaren Blut und begann man mit der Gründung von Außenstationen — so hörte in Mariannhill tatsächlich innerhalb 26 Jahren das Bauen nie auf. Besonders stark ist diese Bautätigkeit gerade jetzt wieder, im Dezember 1908. Ich will es versuchen, unseren gezeigten Lesern hievon einen kleinen Überblick zu geben.

Beginnen wir zunächst mit den Kirchen. Da ist zunächst hier in Mariannhill die seit 1½ Jahren im Bau befindliche St. Josefskirche zu nennen. Sie hat bei einer Breite von 40 Fuß eine Länge von 147, dazu zwei Seitenschiffe von je 38 Fuß Länge und 30 Fuß Breite. Im Hinterteile des Hauptschiffes ruht auf 6 Gewölbebogen eine Sängerbühne, die allein 200 Personen und darüber faßt. Rechts und links vom Haupteingang erheben sich zwei Türme bis zu einer Höhe von 90 Fuß, während die Kirche selbst eine solche von 40 bis 45 Fuß aufweist. Der ganze Bau liegt so recht im Zentrum von Mariannhill und ist seiner hohen Lage wegen auf viele Stunden weit sichtbar. Der Rohbau ist schon seit einigen Monaten fertig, doch fehlt noch der Bodenbelag, die untere Wandbekleidung und die ganze innere Einrichtung, teilweise auch noch die Fenster. Gegenwärtig sind zwei unserer Brüder mit der Ausmalung der Decke und der Seitenwände beschäftigt. Bis zur definitiven Vollendung des imposanten Baues dürften immer noch mehrere Monate dahingehen, zumal, da alle unsere Maurer vollauf mit der neuen Knabenschule beschäftigt sind; doch davon später.

Der Grundstein zur Kirche in Maria-Ratschitz wurde schon vor drei Jahren gelegt. Dann aber kam der Bau aus Gründen, die wir hier nicht näher anführen können, ins Stocken; erst im Mai 1907 kam neues Leben in die unterbrochene Bautätigkeit. Die Ratschitzer Kirche wird nach ihrer Vollendung zu einer der schönsten unserer ganzen Mission zählen. Sie hat